

Leseprobe aus:

Alexander von Schönburg

Die Kunst des stilvollen Verarmens



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

«Es ist besser, man gewöhnt sich im Leben an den Verlust. Man erspart sich viel Traurigkeit.»

HELMUT BERGER

Die Ausgangslage

Über die Notwendigkeit des Sparens

Damals, als die Wirtschaft noch boomte, saß ich in einem schönen Büro, hatte Visitenkarten in der Tasche, die mich als Angestellten eines der angesehensten Medienunternehmen des Landes auswiesen, und dank unseres Arbeitsrechts die Aussicht, nach Ablauf einer Frist mit meinem Arbeitsplatz verheiratet zu sein. Irgendwo zu Hause im Bücherregal befand sich, säuberlich abgeheftet, ein Arbeitsvertrag, der eine regelmäßige Gehaltserhöhung vorsah. Jedes Jahr rund tausend D-Mark mehr. Ich wäre also – langsam, aber sicher – reich geworden. Auch sämtliche Zukunftssorgen, die ich zu diesem Zeitpunkt allerdings noch gar nicht kannte, hatte mir mein Arbeitgeber abgenommen. Denn fast ebenso hoch wie mein Gehalt waren die Beiträge, die er in meine Renten-, Kranken-, Arbeitslosen- und Pflegeversicherung einzahlte.

Es kam anders, und das lag an einer Notbremse. Die hatte mein Arbeitgeber gezogen, nachdem Osama Bin Laden in New York den Lauf der Geschichte verändert hatte und das Unternehmen, bei dem ich angestellt war, plötzlich einsah, dass die immensen Investitionen in neues *human capital* in der rückblickend etwas naiven, damals jedoch verbreiteten Hoffnung getätigt worden waren, das

goldene Zeitalter der späten neunziger Jahre werde ewig währen. Durch das ruckartige Bremsen wurden all jene von Bord geschleudert, die man innerhalb der vergangenen zwei Jahre angeheuert hatte.

Als wir eingestellt wurden, war die Zeitung, für die wir arbeiteten, so randvoll mit Anzeigen, dass der Bote sie am Wochenende nicht mehr in den Briefkastenschlitz stecken konnte. Die Leser, die sich nicht für den Stellenmarkt interessierten, mussten beim Griff zur Samstagausgabe zunächst einen Anzeigenteil entsorgen, für den übers Jahr gesehen sicher ein mittelgroßer Mischwald gerodet und für dessen Transport die fossile Energie verfeuert wurde, die sich in mehreren Millionen Jahren angesammelt hatte. Die Verlage waren naturgemäß davon überzeugt, dass es genauso weitergehen würde. Jeder hatte Angst, den Anschluss zu verpassen. Vom Konzernchef bis hinunter zum Rentner, der sein Sparbuch plünderte, um an der Börse mitzumischen, kannten alle nur noch die Furcht, der Boom könnte ohne sie stattfinden. Die Firmen stürzten sich in Investitionen, die Bürger in Konsum und kauften «Volksaktien».

Das alles endete natürlich mit einem fürchterlichen Hang-over, und dass die in der Medienbranche Beschäftigten die Veränderung am schnellsten zu spüren bekommen würden, verstand sich von selbst. Das Erste, was Unternehmen einsparen, wenn die Umsätze schrumpfen, sind Anzeigen. Mit Kürzungen des Werbebudgets lassen sich ohne soziale Härte, ohne großen verwaltungstechnischen Aufwand und vor allem umgehend Millionen einsparen. Wir, die man für die innovative Beilage einer konservativen Zeitung geholt hatte, waren logischerweise die ersten Opfer des Kettensägenmassakers auf dem Arbeitsmarkt der Besserverdienenden.

In meinem persönlichen Fall war das ziemlich hart, eine

kleine Familie kann man eigentlich nur ernähren, wenn man über ein regelmäßiges Einkommen verfügt. Dennoch versuchte ich, ein gewisses Verständnis für das Handeln meiner Firma zu entwickeln – schließlich war nicht von der Hand zu weisen, dass sich ein Unternehmen in Zeiten wie diesen keine neuen Mitarbeiter leisten kann. Also begegnete ich meiner Entlassung mit Galgenhumor, in der festen Überzeugung, dass dies einer der Momente im Leben sein könnte, in denen es wichtig ist, eine gute Figur zu machen. In den verbleibenden Wochen meines Angestellendaseins erschien ich betont fröhlich im Büro und achtete darauf, auch durch mein Äußeres den Anschein zu vermeiden, ich würde mit meinem Schicksal hadern. Im Gegensatz zu früher zog ich nun jeden Tag eine Krawatte an, was sonst nur noch ein paar ältere Mitarbeiter taten. Und als ich zum letzten Mal die Redaktion betreten hatte – es war ein außergewöhnlich sonniger Herbsttag –, entfernte ich in meinem Arbeitszimmer alle noch so kleinen Spuren meiner Zeit dort, gab die Zimmerpflanze in die Obhut der Chefsekretärin, ging anschließend von Raum zu Raum und verabschiedete mich mit dem Hinweis, dass ich mein Büro «besenrein» hinterlassen hätte.

Die vorherrschende Meinung unter uns Gekündigten war, man sei «schäbig» mit uns umgesprungen – als Zuckerguss angeschafft und dann gleich abgestoßen, als es auf einmal nicht mehr so lief wie erwartet. Zwar war dies meine erste und bis jetzt einzige Entlassung, viele Vergleiche aus persönlicher Erfahrung kann ich also nicht heranziehen, aber ich konnte nicht finden, dass man besonders schäbig mit mir umgesprungen war. «Menschlich schäbige» Kündigungen sehen anders aus. In Ländern, in denen der Neoliberalismus regiert, in Großbritannien etwa, gibt es keine ver-

bindlichen Regelungen, die vorschreiben, wie die Beschäftigten von ihrer Entlassung zu erfahren haben. Eine Londoner Versicherungsfirma hat ihre Angestellten per SMS darüber informiert. Eine noch ausgefallenerere, sehr effiziente Variante des Personalabbaus wendete ein anderes Unternehmen an. Es löste einen Feueralarm aus, damit seine Mitarbeiter sich vor dem Gebäude versammeln. Später kamen all jene nicht wieder hinein, deren Chipkarte nicht mehr funktionierte. Eine amerikanische Investmentbank veranstaltete unter ihrer Londoner Belegschaft sogar eine Lotterie: Wer die Null zog, musste gehen.

Natürlich ist es nie besonders angenehm, entlassen zu werden, aber wenn es überhaupt nette Arten der Kündigung gibt, dann zählt die meine sicher zu den zivilisertesten. Ich saß auf einem weichen, schwarzen Ledersessel in der Chefetage, mein Vorgesetzter versicherte mir, welcher Verlust mein Weggang für die Firma sei, und in den folgenden Wochen behandelten mich die Kollegen, die es nicht getroffen hatte, derart vorsichtig, als hätte mich eine unheilbare Krankheit befallen. Auch außerhalb des Kollegenkreises war ich fortan mit erstaunlichem Mitgefühl konfrontiert. Beim Sommerfest des Bundespräsidenten – eine der letzten Veranstaltungen, die ich für unsere Zeitung noch aufsuchen durfte und bei der ich Gelegenheit hatte, mich noch einmal richtig satt zu essen – kam sogar der Regierende Bürgermeister, der mich bis dahin nie eines Blickes gewürdigt hatte, von weitem auf mich zu, um mir zu kondolieren.

Allen, die mit offenen Augen durch Berlin spazierten, musste damals klar sein, dass weitere Kündigungswellen folgen würden. In den Fenstern der von Stararchitekten entworfenen Glaspaläste, die in den neunziger Jahren voller Enthusiasmus aus dem Boden gestampft worden wa-

ren, sah man überall «Büros zu vermieten»-Schilder. Nicht selten stand, in etwas kleinerer Schrift, der Hinweis «Günstige Konditionen» darunter. Wie diese Konditionen aussahen, hatte sich schnell herumgesprochen: Manche Vermieter hatten solche Mühe, ihre leeren Gebäude mit Leben zu füllen, dass sie abgebrannten Firmengründern Räume mietfrei zur Verfügung stellten. Die Friedrichstraße, die in dem Glauben aufgemotzt worden war, hier werde eine Art Bond Street oder Faubourg St. Honoré entstehen, wo sich Juweliere, Luxushotels, Herrenschneider und teure Bekleidungsäden um die besten Lagen streiten, war zur Haupteinkaufszeit, in der in Ulm oder Villingen-Schwenningen Einkaufswütige mit großen Papiertüten durch die Fußgängerzonen eilen, menschenleer. Die Verkäuferinnen in den Läden von Chanel, Hermès oder Louis Vuitton sahen oft tagelang keine Kunden, und wenn dann jemand reinkam – irgendwelche Russen, die sich hierher verlaufen hatten –, waren sie so verblüfft, dass man in ihren offenen Mündern in den Abgrund der sich auftuenden Wirtschaftskrise blicken konnte. Für den Preis, zu dem sich Anfang der neunziger Jahre Konzerne wie Volkswagen oder Deutsche Bank die Lendenstücke am Boulevard Unter den Linden und an der Friedrichstraße sicherten, könnten sie sich heute die halbe Stadt einverleiben.

Auch dass mit unserem Sozialsystem etwas nicht stimmte, war ziemlich offensichtlich, denn dass ein junger, gesunder, ausgebildeter Mann als bedürftig klassifiziert wird, muss überraschen. Jedenfalls wurde fortan ein Großteil meines Gehalts vom Staat weitergezahlt, und nach Ablauf einer gewissen Frist sollte ich Anspruch auf regelmäßige Zuwendungen haben, die sich an meinem zuletzt recht stolzen Einkommen orientierten. Alternativ konnte man vorgeben, ein 1-Mann-Unternehmen zu sein, und kas-

sierte dafür monatlich das Jahresgehalt eines indischen Piloten.

Wirklich bemerkenswert fand ich den Fall einer Bekannten, die etwa zur gleichen Zeit wie ich entlassen wurde. Sie war Redakteurin bei einer Fernsehanstalt, und obwohl ihr Vater Vorstandschef eines Mischkonzerns ist, hielt sie es für selbstverständlich, nach ihrer Kündigung so genanntes Übergangsgeld zu bekommen. Mit ihrem 5er-BMW, den Vati ihr geschenkt hatte, fuhr sie nach Grünwald, jenem Reiche-Leute-Slum bei München, um sich im Vorstadtpalast ihrer Eltern über ihr schweres Los auszuweinen. Sie nahm ihr Übergangsgeld mit dem allerreinsten Gewissen in Empfang, weil sie, wie sie mir erklärte, «ein Recht darauf» habe, und was rechtens sei, könne nicht falsch sein.

Aber auch ich kassierte zunächst Arbeitslosengeld, sogar eine stattliche Summe, die es mir plausibel erscheinen ließ, meinen neuen Lebensabschnitt als arbeitsloser Familienvater mit einer ausgedehnten Reise zu beginnen. Nach meiner Rückkehr fand ich im turmhohen Poststapel ein maschinell erstelltes Schreiben des Arbeitsamtes: Da ich es versäumt hätte, zu einem bestimmten Datum persönlich vorzusprechen, seien die Zahlungen eingestellt worden; ich hätte jedoch das Recht, dagegen Einspruch zu erheben. Ich sah von diesem Recht ab.

Es ist ja großartig, dass wir in einem Land leben, das «ein Wohlstandsversprechen an vier Fünftel seiner Bevölkerung abgibt», wie Peter Sloterdijk sagt. Spannend wird aber die Frage, ob die sprichwörtliche Stabilität der Bundesrepublik es aushält, wenn die Vanillesoße der staatlichen Transferleistungen und Subventionen nicht mehr so fließt und alle sozialen Disbalancen unter sich bedeckt, wie es das

Gründungsethos der Erhard'schen «Wohlstand für alle»-Ideologie vorsah. Die meisten Experten, leider auch die seriösen, sind der Ansicht, dass die gegenwärtigen Massenentlassungen nur die Vorboten von Größerem sind. In diesem Jahr wird es wieder rund 100 000 Insolvenzen von Unternehmen und Privatpersonen geben, die Abwanderung von Industriebetrieben in Niedriglohnländer wird sich weiter beschleunigen. Bis 2010 wird in Deutschland, vorsichtigen Schätzungen zufolge, jeder vierte Arbeitsplatz in der Industrie und jeder dritte im Einzelhandel perdu sein. Dazu kommen die jetzt anrollenden Fusionswellen. In Deutschland gibt es über 400 000 Bankangestellte. Wie viele davon werden übrig bleiben, wenn es noch halb so viele Banken gibt wie heute? Der Druck der Globalisierung auf unser Lohngefüge wird außerdem so stark, dass selbst die, die nicht gekündigt werden, ihren bisherigen Lebensstandard nicht werden aufrechterhalten können.

An dem Tag, an dem das letzte Ölfass geöffnet wird, kollabiert der Kapitalismus, sagte Max Weber in seinem berühmten Gespräch mit Werner Sombart. Die allermeisten von uns werden diesen Tag noch erleben. Colin Campbell, der als unbestrittene Autorität bei der Bewertung von Ölvorkommen gilt, behauptete 2004: «Es sieht so aus, als ob wir im nächsten Jahr den Höhepunkt erreicht haben.» Dieser «Peak», den Campbell bis vor kurzem noch um das Jahr 2010 herum sah, womit er schon als Pessimist galt, ist ein «neuralgischer Punkt für die gesamte Weltwirtschaft». Von da an läuft sie sozusagen auf Reservetank. Und dies bei steigendem Verbrauch.

Wenn es stimmt, dass die gegenwärtige Ölpreissteigerung nur der Startschuss für die Schlussrallye vor dem Erschöpfen der Erdölquellen ist, stehen wir an einer epochalen Wende, und die nächste Weltwirtschaftskrise wird

die von 1929 als Kindergeburtstag erscheinen lassen. Schon bald werden wir auf die Jahre mit sorglosem Weihnachtsshopping, mit Waschmaschinen, die für zwei Paar Socken angestellt wurden, mit Zweitwohnungen und Drittautos und Wochenendtrips nach Tunesien als auf eine völlig unwirkliche, ferne Epoche zurückblicken. Die Preise für Strom, Heizung, Wasser, Transport und dadurch die Kosten für all unser Wirtschaften und Haushalten werden explodieren, und selbst gewissenhaftes Joghurtbecherauswaschen oder die Verwendung von Niedrigenergielampen werden daran nichts ändern. Die Stabilität unserer Wirtschaft ist eigentlich nur mit der von Joschka Fischers Ehen zu vergleichen.

Die fetten Jahre sind, let's face it, endgültig vorbei. Für uns, die wir davon betroffen sind, hat das allerdings auch eine positive Seite: Jahrzehntelang redete der Kapitalismus uns ein, Armut sei etwas Beschämendes. Armut bedeutete: «Der hat es nicht gepackt», der Blöde, der Faule. Doch die Legende des Kapitalismus, der uns ständig einbläute «Jeder kann!», hat sich als unhaltbar erwiesen. Es kann eben nicht jeder! Karrieren werden geknickt, es gibt Gewinner und Verlierer, und die Verlierer werden immer mehr. Wer heute verarmt, muss sich nicht länger als persönlich Scheiternder fühlen – er verarmt als Teil eines viel größeren Prozesses. Damit bekommt sein Schicksal eine historische Dimension, die tröstlich sein kann.

Es ist sehr viel erträglicher, wenn man mit einer ganzen Epoche, einer ganzen Schicht abtritt, als wenn man nur persönlich scheitert. Das erklärt auch die Gelassenheit und Unsentimentalität, mit der viele, die 1945 aus ihren Schlössern und Gutshöfen vertrieben wurden, sich mit der neuen Lage abfanden. Ein alter baltischer Graf sagte mir einmal in diesem komischen lispelnden Dialekt der Balten: «Be-

th-itZ, mein Lieber, Be-th-itZ i-th-t Zufall. Haben zwar alles verloren, wurden dafür aber in der Welt verstreut. Paris, Madrid, Südamerika. In der Provinz in Estland war es auf die Dauer doch recht langweilig.»

Aus eigener Erfahrung darf ich sagen: Relatives Verarmen kann, mit der rechten Haltung verbunden, sogar ein Stilvorteil sein. Meine Familie verarmt bereits seit mehreren hundert Jahren, daher finde ich es selbstverständlich, dass ich in einer Zeit wie dieser mit ein paar Ratschlägen aushelfe, wie man verarmt und sich dabei trotzdem reich fühlt.

Der Aufstieg meiner Familie liegt lange zurück. Damals fürchteten die Menschen sich noch vor umherziehenden Räuberbanden und baten etablierte Räuber, sie vor den weniger etablierten zu beschützen. Mit den üppig fließenden Schutzgeldern bauten wir schöne Burgen. Unsere erste, die Schönburg, steht seit dem 10. Jahrhundert an der Saale in Thüringen. Zur Zeit Kaiser Barbarossas, Mitte des 12. Jahrhunderts, breiteten wir uns im Muldenland aus und ließen in Glauchau unseren neuen Stammsitz errichten. Der Graben dieser Burg war nicht mit gewöhnlichem Wasser gefüllt wie bei hundsordinären Wasserburgen, nein, in unserem Graben sorgten Braunbären für Abschreckung. Bis ins 18. Jahrhundert beherrschten wir das heutige südwestliche Sachsen. Die Wettiner, die inzwischen zu Kurfürsten aufgestiegen waren, versuchten über Generationen, uns die Vorherrschaft im Muldenland streitig zu machen. Und je mächtiger sie wurden, desto mehr gelang ihnen das auch.

1803 schluckte das Königreich Sachsen unser Territorium endgültig. Zwar wurden wir erst knapp 150 Jahre später von den Kommunisten aus unseren Schlössern verjagt,

darunter Wechselburg, wo mein Vater seine Kindheit verbrachte und durch dessen endlosen Park die Mulde einen hübschen Schlenker macht, doch da war die Basis unserer Macht und unseres Reichtums längst dahin. Die Enteignung in der Sowjetischen Besatzungszone war nur der logische Abschluss eines sich lange hinziehenden Prozesses: des Abstiegs vom kleinen, unabhängigen Herrscherhaus zum Etagenadel. Aber dass wir gelernt hatten, Verlust zu erdulden, sollte sich später als Vorteil erweisen.

Sowohl mein Vater als auch meine Mutter können als hoch qualifizierte Verarmer bezeichnet werden. Beide teilten das Flüchtlingsschicksal zigtausend anderer ihrer Generation. Mein Vater brachte als Sechzehnjähriger zunächst seine Mutter und fünf seiner jüngeren Geschwister in den Westen, kehrte dann noch einmal ins Muldenland zurück, weil er nicht glaubte, von den russischen Besatzern etwas befürchten zu müssen, entkam seiner Verhaftung aber letztlich doch nur dadurch, dass er ebenfalls in den Westen flüchtete. Interessant ist übrigens, welche Prioritäten er setzte, als er entscheiden musste, was er aus dem Schloss seiner Eltern retten sollte. Statt Schmuck oder Silberbesteck nahm er das Geweih jenes ersten Stückes Wild mit, eines kleinen Bockes, den er an der Seite seines Vaters erlegen durfte.

Meine Mutter flüchtete 1951 mit einundzwanzig Jahren, in der schlimmsten Stalinzeit, aus Ungarn in den Westen. Als sie auf der österreichischen Seite des Neusiedler Sees, übersät von Blutegeln, aus dem Wasser stieg, hatte sie nichts – zumindest nichts Materielles – in Ungarn zurücklassen müssen, weil sie schon längst nichts mehr besaß. Da man in ihr die Klassenfeindin sah, war ihr sogar die Stelle einer Putzfrau verwehrt worden, für die sie sich beworben hatte.

Mitten im deutschen Wirtschaftswunder heirateten meine Eltern, ohne selbst über mehr als das Allernötigste zu verfügen. Sie zogen in eine winzige Wohnung im Berliner Arbeiterbezirk Tempelhof, wo meine älteste Schwester Maya zur Welt kam, dann nach Stuttgart, wo meine Schwester Gloria geboren wurde, und schließlich nahm mein Vater eine Stelle als Afrikakorrespondent der Deutschen Welle an. Von Mitte bis Ende der sechziger Jahre lebte meine Familie in Afrika, zunächst in Lomé (Togo), wo mein älterer Bruder geboren wurde, anschließend in Mogadischu (Somalia), beides Orte, an denen man mit dem bescheidenen Gehalt eines Deutsche-Welle-Korrespondenten wie ein Fürst leben konnte.

Als ich in Mogadischu im Jahr der Mondlandung zur Welt kam, brach in Somalia die Revolution aus und zwang meine Eltern, nach Deutschland zurückzukehren. Damit war für sie die – zumindest aus finanzieller Sicht – sorglose afrikanische Episode beendet. Sie fassten in Deutschland wieder Fuß, doch von dem Wohlstand, der hier damals herrschte, habe ich in meiner Kindheit nicht viel mitbekommen. Der Lebensstil meiner Eltern war äußerst sparsam. Während bei meinen Schulkameraden die Kühlschränke vor Genussmitteln barsten und ein jedes Kind ein Grundrecht auf Nutellaversorgung zu haben schien, stand in unserem Kühlschrank, so scheint es mir zumindest rückblickend, kaum mehr als eine Flasche Milch, und zu essen gab's meine ganze Kindheit hindurch im Grunde immer nur Bratkartoffeln mit Spiegelei. Dinge wie «Urlaubsreisen» oder «Taschengeld» waren mir nur aus den Berichten meiner Schulfreunde bekannt. Unsere Wohnung aber war stets auffallend geschmackvoller eingerichtet als die der meist wohlhabenderen Eltern meiner Freunde. Dafür musste meine Mutter tricksen und die Kunst des Nou-

veaux-Pauvres-Chics anwenden: an Pressholzregale geheftete Stoffe, unter Kissen und schönen Decken versteckte Ikea-Möbel. Während alle anderen um uns herum sich mit Statussymbolen hochrüsteten, perfektionierten meine Eltern die Kunst der Sparsamkeit. In der Regel trug mein Vater eine mehrmals geflickte Jacke und, um seine Stoffhosen zu schonen, Lederhosen. Ich erbte grundsätzlich die Sachen meines Bruders oder von Vettern. Das angeblich so fürchterliche Ritual, das stattfindet, wenn Mütter mit ihren kleinen Söhnen Kleidung kaufen gehen, ist mir erspart geblieben.

Außer als Korrespondent der Deutschen Welle arbeitete mein Vater als Entwicklungshelfer, er war Naturschützer, und am Ende seines Lebens vertrat er seine alte muldenländische Heimat ein paar Jahre als Abgeordneter im Bundestag. Aber der eigentliche Sinn und Zweck seines Daseins waren der Wald und die Jagd. Meine Kindheit habe ich deshalb als recht nasskalt in Erinnerung, ich erlebte sie im gelben Anorak «Hopp, hopp, hopp!» rufend auf der Treibjagd und neben ihm auf dem Hochstand sitzend, wobei jede Bewegung, das kleinste Geräusch untersagt war und ich nur leise atmen durfte. Stets fuhr mein Vater das billigste Auto, das es gab. Sein Lada, seine Lederhosen, seine abgewetzten Hemden waren mir Tausende Male peinlich. Erst heute leuchtet mir ein, dass sein Stil überlegen war. Wenn ich an ihn zurückdenke, wie er im Bundeshaus auftrat, in seinem etwas ramponierten dunklen Anzug, sieht er besser aus als mancher seiner makellos gekleideten Kollegen.

Der Sparsamkeitstick meiner Eltern, das weiß ich inzwischen, gehorchte nicht nur einem praktischen, sondern vor allem einem ästhetischen Prinzip. Aisaku Suzuki be-

schreibt in «Zen in der Kunst des Bogenschießens» das Wabi-Ideal der Samurai, in dem von der Schönheit des Weniger, der Ästhetik der Ökonomie die Rede ist. Übermaß war den Samurai nicht zuletzt wegen seiner Hässlichkeit ein Gräuelf – und weil Verschwendung «gefühllos» ist. Meine Eltern verkörperten die europäische Variante des Wabi. Für meinen Vater war eine Teekanne dann wirklich schön, wenn sie einen Sprung hatte oder bereits einmal geklebt worden war, und eine Jacke trug er erst von dem Moment an gerne, an dem andere sie ausrangiert hätten.

Als meine ältere Schwester Gloria den Fürsten Thurn und Taxis heiratete, geriet unser Leben nur deshalb nicht aus den Fugen, weil wir mit der Rolle der armen Verwandten sehr reicher Leute bestens vertraut waren. Seit der Nachkriegszeit lebte meine Familie in der ständigen Nähe reicherer Verwandter. Nach ihrer Flucht war meine Großmutter mit ihren kleinen Kindern bei der Schwester meines Großvaters untergekommen, die den Fürsten Maximilian zu Fürstenberg geheiratet hatte, einen der reichsten Waldbesitzer Europas. Mit einer selbst für die damalige Zeit außergewöhnlichen Großzügigkeit hatte er meiner Großmutter einen Teil seines Schlosses Heiligenberg am Bodensee zur Verfügung gestellt, wo sie mit ihren acht Kindern wohnte. Erst viel später, als meine Eltern ein Haus hatten, zog sie bei uns ein. Meine Geschwister und ich verbrachten unsere halbe Kindheit in den Schlössern und Wäldern sehr reicher Verwandter. Dabei wurden wir dazu erzogen, unser Leben ja nicht mit dem ihren zu verwechseln. Einmal wagte ich es, den Diener um eine Cola oder sonst was zu bitten, und bekam dafür ziemlichen Ärger, weil man als Kind Diener um nichts zu fragen hat.

Das Nebeneinander von Arm und Reich war für mich also etwas völlig Normales. Allerdings war da immer eine